

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Aus der Geschichte der Peter-Paul-Festung

Am Ufer der Newa, dem Riesendau des Winterpalais gegenüber, der die stattliche Reihe der Prachtbauten des Palais-Quartier stufenwärts einleitet, erhebt sich schlant wie ein Mast der von einem kreuztragenden Engel gekrönter Turm der Peter-Paul-Kathedrale, in der sich das Mausoleum des Zarenhauses mit seinen Marmorgräbern befindet. Um die Kathedrale baut sich das Gemäuer der Festung auf, die einmal dazu bestimmt war, die emporschwebende Petersstadt vor dem äußeren Feind zu schützen. Schon längst hat der zierliche Festungsbau, der ein architektonisches Schmuckstück des Petersburger Stadtbildes darstellt, aufgehört, seine ursprüngliche Bestimmung zu erfüllen. Er wirkt nicht mehr als Wehr gegen einen Feind auf den Wassern der Newa nordwärts liegend. Die Peter-Paul-Festung mit ihren dräuenden Bastionen und finsternen Ravellins ist zu einem Kerker für besonders gefährliche innere Feinde geworden, man hat sie in den „steinernen Sad“ verwandelt, in den der Staat solche Persönlichkeit hat, deren politische Tätigkeit er ganz besonders zu fürchten Ursache zu haben glaubt, oder an denen sich dieser oder jener, der die Macht in Händen hielt, schlechtweg rächte, wenn sie nach ihr gestrebt hatten oder wenn sie ihnen entglitten war.

Noch ist die Geschichte der von geheimnisvollem Grauen umwebten Peter-Paul-Festung, der russischen Bastille, nicht geschrieben. Wenn es einmal geschieht, wird von einer helleren Gegenwart sich aus einer ferneren Vergangenheit, die hoffentlich niemals eine Wiederholung findet, ein großartiges und fürchterliches Bild ungeheurer Entmenschung, kumpfer Grausamkeit, bornierter Rachsucht erheben. Man ahnt selbst in Russland nur wenig von all den vielfachen raffinierten erdrosselten oder brutal ins Wert gesetzten Schrednissen, deren Schauplatz die teilweise unter dem Spiegel des Wassers gelegenen Kerker der Festung gewesen sind.

Im 18. Jahrhundert waren die Rasematten der Peter-Paul-Festung ein Ort erbarmungsloser Folter, wie das finstere Mittelalter sie nicht schlimmer gekannt hat. Mit Verrentung der Glieder, Knochenbrüchen und dergleichen zwang der Henker die Gefangenen zum Geständnis begangener und nicht-begangener Taten. Eine Folterkammer zu sein, hat die Peter-Paul-Festung niemals aufgehört. Mit fortschreitender „Kultur“ ist bloß auch die Folter „kultureller“ geworden, d. h. man hat sie verfeinert und damit nur um so schrecklicher gemacht. Früher ließ man solche Gefangene, die man in aller Stille und „zufällig“ beseitigen wollte, einfach in ihren unter dem Wasserpiegel der Newa gelegenen Zellen im Frühling oder Herbst, bei Hochwasser ertrinken, wie die Fürstin Zaratanova, deren Schicksal in Wort und Bild oft genug geschildert worden ist, oder man wartete nicht erst ab, bis der schwelende Fluß sich freiwillig zur Hentersarbeit meldete, sondern gewährte ihm durch geheime Lutten zur gewünschten Zeit Eintritt in die Zellen der Opfer. In moderner Zeit läßt man die ausschließlich den intellektuellen Kreisen angehörigen „politischen Verbrecher“ — denn nur solche kommen in den jüngsten Jahrzehnten in die Festung — im feuchten, halbdunklen „steinernen Sad“ sich körperlich und geistig aufreiben, nicht ohne gelegentlich noch zu einer „Verhärtung“ der allmählichen Einrichtung zu greifen, wie ein weiter unten angeführtes Beispiel zeigt. Was die Gefangenen von Peter-Paul zu dulden haben, das ist ohne weiteres klar, wenn wir wissen, daß vor einigen Jahren die Studentin Dorofejeva die moralische Kraft fand, sich mit ihrem eigenen Haar zu erdrosseln, um der unerträglichen Folter ihres Kerkers zu entrienen. Und ein paar Jahre vorher hatte sich eine andere Studentin, die gleichfalls irgend ein politisches Vergehen büßte, auch ein junges Ding, mit Petroleum begossen und war verbrannt. Das sind zwei Fälle von denen, die in die Öffentlichkeit gedrungen, wie viele Gefangene aber sind ganz in der Stille der verschwiegenen Mauern verschollen bis an den jüngsten Tag!

Von einem solchen rätselhaften und geheimnisvollen Gefangenen der Peter-Paul-Festung, der auch namentlich verschollen ist, sei hier erzählt.

Es war um die Zeit der großen Reformen der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Als der fürchterliche Tag der Festung galt immer der Alexander-Ravellin. Der bekannte Revolutionäre Ketschajew, der auch in diesem Ravellin eingekerkert war, bekehrte die Bedingungen des Aufent-

halts an diesem Orte des Schredens wie folgt:

„Der Alexejewski-Ravellin ist ein geheimes Gefängnis. In der Festung spricht man nur im Flüsteren über ihn. Zum Dienst in den Alexejewski-Ravellin werden nur Soldaten kommandiert, die Alphabeten, ganz unentwickelt und stumpfsinnig sind. Sie dürfen niemals den Ort bezeichnen, an dem sie ihren Dienst tun. In diesem Kerker finden Mißbräuche statt, die nicht einmal in der entferntesten Provinz denkbar wären. Der Aufseher des Ravellins, Filimonow, macht sich das Geheimnisvolle des Alexejewski-Ravellin für seine Mißbräuche zu nutzen. Die Gefangenen erhalten weder Papier noch Feder. Der Ravellin öffnet seine Pforten für keine Revision. Filimonow hat schon längst aufgehört, den Ravellin im Winter zu heizen. Die große Menge Holz, die für den Ravellin geliefert wird, die nimmt er nur auf dem Papier in Empfang; von den 30 Oesen des Gebäudes werden nur drei notdürftig geheizt. Alle Rasematten sind durch und durch feucht und gleichen Kellern, die Temperatur sinkt im Winter unter Null, die Gefangenen werden von chronischen Erkältungen gequält, erkranken an schwerem Rheumatismus, den sie nie wieder los werden, aber der Aufseher geht im Schuppenpelz durch die Zellen.

„Diese beschäftigungslose Einsamkeit“, schreibt Ketschajew an anderer Stelle, „die schmutzige, nur notdürftig gespülte Wäsche, die Parasiten, die verdorbene Nahrung, die unerträglichen Kälte, Beleidigungen und Beschimpfungen, Schläge, Stricke, hölzerne und eiserne Fußfesseln und Ketten, das alles ist genug, um einen Menschen zum Krüppel zu machen, um seine körperlichen Kräfte zu zerstören, aber die moralische Kraft läßt sich nicht immer durch solche Behandlung brechen und die Henker suchen nach anderen Mitteln, um diesen Zweck zu erreichen.“

Zu jener Zeit befanden sich außer dem Revolutionäre Ketschajew seine Gefinnungsgefährten Schirajew, Mirski und andere im Alexejewski-Ravellin. Diese politischen Gefangenen hatten außer den oben von Ketschajew geschilderten Qualen noch andere zu erdulden, gegen deren Raffinement alles andere verblaßt. In ihren langen schlaflosen Nächten, wenn in der Festung jeder Laut verstummt war, drang aus einer der Zellen des Ravellins wildes, wahrhaftiges Geheul, wüthen des Klagegeschrei, unterbrochen von sinnlosem Lachen oder nervenschütterndes Jammeren zu ihnen in ihre lautlose Einsamkeit herüber. Es war die Stimme eines Wahnsinnigen, die sie hören mußten, die ihnen Nacht für Nacht entsetzliche Qualen bereitete. Wie ein Tier im Käfig ließ der Unglückliche in seiner Zelle aus einer Ecke in die andere und ließ dabei sein Heulen laut werden. Wenn die Bewohner der Festung in einer stillen Winternacht in der Nähe des Alexejewski-Ravellin vorübergingen, konnten sie mitunter hören, wie der Gepeinigete schloßte. Wer war der geheimnisvolle Gefangene? Welches Vergehen büßte er? Niemand weiß es. Nur sehr spärlich fließen überhaupt die Nachrichten über diesen Unglücklichen. In der historischen Zeitschrift Kuzkaja Starina (Russisches Altertum) erzählt ein Herr Borissow, daß er in seiner Jugend, Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, einen Posten im Alexejewski-Ravellin bekleidet habe und auch in einem Rasematten seine Wohnung gehabt.

Dienstlich habe er wiederholt mit den berühmten Politikern jener Zeit, mit dem Schriftsteller Iwanowitsch, Schelachnow, Bissarew und anderen zu verkehren, die alle im Ravellin gefangen gehalten wurden. Nur einer der Eingekerkerten bleibt auch ihm, dem Festungswächter, ein rätselhaftes Geheimnis. Er war in Zelle No. 17 eingeschlossen. Niemand, selbst der von Borissow befragte Aufseher, vermochte über diesen Gefangenen Auskunft zu geben. „Er ist hochgewachsen, ein hübscher Mann um die Dreißiger und trägt einen großen dunklen Bart. In den Ästen der Gefangenen wird er einfach als No. 17 geführt. Niemand wird er zu einem Verhör geholt, niemals braucht er vor Gericht zu erscheinen, und er bleibt auch dann in Ravellin, wenn seine Schicksalsgefährten aus diesem oder jenem Grunde die Festung verlassen.“ Einen weiteren Hinweis auf diesen geheimnisvollen Gefangenen finden wir beim Fürsten V. A. Krapotkin, der in seinen Memoiren eines Revolutionärs erzählt, daß im Alexejewski-Ravellin mehrere Personen auf Befehl Alexanders II. lebenslanglich eingekerkert waren. Da sie ebensoviele wie der Gefangene von No. 17 irgendwie politisch kompromittiert waren, so ge-

winnt das Gerücht Wahrscheinlichkeit, die niemand kennen sollte. Ein Bekannter des Fürsten Krapotkin hat einen von diesen Gefangenen des Ravellin Ende der sechziger Jahre in dem geheimnisvollen Kerker gesehen und ihn als einen Greis mit langem weichen Bart geschildert. Der hübsche, etwa dreißig Jahre alte Mann, den Borissow Anfang der sechziger Jahre gesehen hatte, war Ende der sechziger ein Greis geworden.

Das Gefängnis hatte sein Wert getan, aber noch nicht vollendet. Die Jahre gingen. Ein Gefangener nach dem anderen verließ die Rasematten der Festung, um anderen Leibesgenossen Platz zu machen oder in Hospitäler und Irrenhäuser abgeführt zu werden, wenn sie nicht mehr fähig waren, den Weg in die sibirischen Bergwerke anzutreten. Nur für den geheimnisvollen Gefangenen änderte sich, wenigstens äußerlich, nichts. Oerdoch, er wird aus der Rasematten No. 17 in die No. 6 überführt. Das ist alles. Obgleich er niemals mit seinen Nachbarn in Verbindung trat, wie die Gefangenen das durch besondere, an die Mauern der Zellen geklopfte Zeichen zu tun pflegen, wußten die Insassen des Alexejewski-Ravellin doch halb, daß die jahrzehntelange Gefangenenschaft sein körperliches Gleichgewicht immer mehr untergrub, bis es schließlich zu einem atmen Ausbruch von Geistesstörung kam, die sich in wilden Anfällen zu äußern begann. Der Ravellin hatte sein Zerstörungswert abgeschlossen.

Ketschajew, den wir oben zitierten, kam Anfang der sechziger Jahre in den Alexejewski-Ravellin. Sein Nachbar war der Gefangene von Zelle No. 6. Ketschajew war Mitglied der politischen Partei Narodnaja Wolja (Volkswille), mit dessen Exekutivkomitee er ihm bald gelang, in mehr oder weniger regelmäßige Verbindung zu treten. In seinen Briefen an dieses Komitee erwähnt Ketschajew zum erstenmal den Namen des geheimnisvollen Gefangenen von Zelle No. 6: er nennt ihn Schewitsch (die Schewitschs sind ein russisches Adelsgeschlecht, das seinerzeit ziemlich bekannt war. Helene v. Racowitza, geb. v. Döniges, die Braut Ferdinand Lassalles, war mit einem Herrn Schewitsch vermählt).

Nach Ketschajews Erzählung handelt es sich um einen ehemaligen Gardeoffizier, der der St. Petersburger Hofgesellschaft angehört. Auf diese Erzählung greift wohl Krapotkin zurück, wenn er annimmt, daß die Geschichte Schewitschs, der sich niemals aktiv an revolutionäre Politik beteiligt hat, in der Petersburger Gesellschaft bekannt sein mußte.

Neben diesem durch die jahrzehntelange Einzelhaft im fürchterlichen Alexejewski-Ravellin, durch die grausame Behandlung und die geistigen Entbehrungen wahnsinnig gemachte Schewitsch mußte Katschajew, der 1872 wegen Ermordung des Moskauer Studenten Iwanow von der Schweiz an Russland ausgeliefert und im folgenden Jahre in den Alexejewski-Ravellin eingekerkert wurde, jahrelang leben. Ketschajew blieb im Ravellin bis zum Jahre 1883. Es ist nicht bekannt, wie lange sein Zellennachbar die Haft mit ihm teilte, wie es nicht nachzuweisen ist, aus welcher Quelle er den Namen des Gefangenen von No. 6 erfuhr. Nur im Parteiblatt, der Narodnaja Wolja, findet sich ein Hinweis, daß Schewitsch, Gardeoffizier und Absolvent der Artz Akademie mit einer hohen Persönlichkeit einen Zusammenstoß gehabt hätte, den er durch lebenslänglichen Kerker im Alexejewski-Ravellin habe büßen müssen. Später soll er in ein nicht näher bezeichnetes Irrenhaus gebracht worden sein, wo er auch gestorben ist.

Unwillkürlich fragt man sich, was für einen Zweck es hatte, Schewitsch weiter in den Rasematten zu quälen, nachdem er durch Wahnsinn für seine Gegner unschädlich gemacht worden war? Diese Frage, schreibt Ketschajew, findet ihre unumstößliche, entsetzliche Erklärung in der Politik; man hält den wahnsinnigen Schewitsch im Gefängnis, um durch sein Klagegeschrei und seine Todtschreie auf die übrigen Gefangenen erschütternd einzuwirken, die noch jung sind, die noch nicht die Fähigkeit verloren haben, zu denken, die die Verzweiflung noch nicht erlitten hat.

Nur wahr eine fürchterliche Natur, an deren Wahnsinnigkeit sich leider nicht zweifeln läßt, wenn man die anderen Fälle entmenschter Grausamkeit der Kerkermeister des Alexejewski-Ravellin im Auge faßt.

Aber nun aber in Wirklichkeit der geheimnisvolle Gefangene von No. 6 gewesen, den Ketschajew Schewitsch nennt, ohne daß die vom Schriftsteller

V. Prugawin befragte Familie Schewitsch irgend etwas über eins ihrer Mitglieder gehört hätte, das in den Rasematten des Alexejewski-Ravellin eingesperrt gewesen ist — bleibt Geheimnis wie die Tat, die er mit lebenslänglichem Kerker und Martern büßte, die ihn in den Wahnsinn getrieben haben. Und er ist nicht der einzige Gefangene des Alexejewski-Ravellin, dessen Schicksal vielleicht für immer in Dunkel gehüllt bleiben wird.

Noch um das Jahr 1904 waren die Rasematten der Peter-Paul-Festung von „politischen Verbrechern“ bis auf den letzten Platz gefüllt. Zu jener Zeit wurden die Augen der ganzen Kulturwelt auf diesen fürchterlichen Kerker gerichtet. Die unfähige politische Geheimpolizei hatte damals den Fährgriff begangen, den tranken Schriftsteller Maxim Gorki als einen angeblichen Führer der Revolutionäre zu verhaften und ihn in den „steinernen Sad“ zu werfen. Mit 1905 verließ die Festung immer mehr ihre Bedeutung als Gefängnis für schwere politische Verbrecher. Stolypin brachte für seine Gegner nicht so sehr Gefängnisse als Galgen. Zum letzten Mal spielte die Festung noch eine vorübergehende Rolle, als sie ihre Tore hinter General Stöfel und seinen Kriegskameraden schloß. Die beiden Generale, die sich übrigens in guten Räumern mit allem Komfort häuslich einrichten durften, wurden schon nach Jahresfrist vom Zaren begnadigt. Seitdem wird die Festung auch nur ausnahmsweise als militärisches Strafgefängnis verwandt. Ihre traurige Bedeutung gleitet immer weiter in das Gebiet der Geschichte hinüber.

Von Edgar Mersching.

Mitleid der Tiere

Dem verwundeten Gefährten zu helfen und ihn zu retten suchen, scheint uns Menschen eine ganz selbstverständliche Regung unseres Inneren zu sein. Können wir bei den Tieren ähnliches beobachten?

Manche Tiere überschauen wir, indem wir beispielsweise vom Edelmütigen Löwen oder dem ritterlichen Sinn des Pferdes reden. Umgekehrt dichten wir dem Rabenpaar die Eigenschaft an, daß es seine Kinder schlecht behandelt. Die Ferkel rühren daher, weil wir aus feststehenden Tatsachen falsche Schlüsse gezogen haben.

Der Löwe verfolgt ein Wild, falls er einen Fehlsprung gemacht hat, nicht weiter. Diese Tatsache mußte auffallen, da andere Raubtiere, z. B. Wölfe oder Wildhunde ein verfolgtes Tier bis zur Erschöpfung hegen. Da dem Menschen die ehfurchgebietende Gestalt des Löwen imponiert, so liegt es nahe, ihn auch von erhabenen Gedanken erfüllt sein zu lassen. In Wirklichkeit ist er als Raubtier kein Dauerrenner und gar nicht instande, eine Antilope oder einen Einhufer durch Schnelligkeit einzuholen. Ähnlich ist es beim Pferde. Es schweigt, wenn es Wunden erhält, während z. B. Hunde laut schreien. Da ritterliche Menschen schweigend Schmerzen ertragen, so mußte das edle Roß einen ritterlichen Sinn besitzen. In Wirklichkeit wäre das Schreiben bei allen Einhufern zwecklos, da sie sich bei einem Ueberfall durch Raubtiere nicht beizusetzen pflegen. Hunde leisten sich dagegen Hilfe, und deshalb ist Schreiben bei ihnen sehr angebracht.

Der Raub ist deshalb in den schlimmen Verdrach gehalten, seine Kinder gramlos zu tödnen, weil er, wie zahllose andere Vögel, z. B. Wale, Störche usw. die erwachsenen Jungen aus seinem Brutgebiet vertreibt. Sie sind fähig, sich auf eigene Faust durchzuschlagen und sollen es tun. Dagegen behandeln die Raben die unerwachsenen Jungen mit aufopfernder Elternliebe. Der Ausdruck Rabenelken ist deshalb ganz falsch.

Es wird von manchen Naturforschern bestritten, daß es überhaupt unter den Tieren Mitleid gäbe. Sehr energisch vertritt diesen Standpunkt ein bekannter Zoologe, der sich folgendermaßen äußert:

„Es sei ausdrücklich erklärt, daß das Tier kein Gefühl der Güte, des Mitleids, der Barmherzigkeit, keine Menschlichkeit (Humanität) hat. Es darf dies gar nicht haben, um der Erhaltung seiner selbst und der Art willen. Im Reiche der Natur herrscht der rücksichtslose Kampf ums Dasein; da gilt ganz einfach das Prinzip des Tretens und Getretens.“

Es ist ein ewiger Kampf, ein ganz unangeheures Ringen um Leben und Tod. Mitleid ist also im allgemeinen ausgeschlossen in der Tierwelt.

Darwin führt beispielsweise zum Beweise, daß den Tieren Mitleid nicht unbekannt sei, folgenden Fall an: Er selbst habe einen Hund gesehen, der niemals an einer Krante, in einem Korbe liegenden Rahe vorüberging, ohne sie ein wenig mit seiner Zunge zu belecken, das sicherste Zeichen der Wohlgenauigkeit bei einem Hunde. Ebenso wies Berth von Fellen ähnlicher Art zu berichten: Ein Elefant sollte auf Befehl des grausamen Großherzogs Rajah Daula durch Stacheln und endlich mittels Durchstechens der Ohren gezwungen werden, über eine Schar Kranker zu schreiten, die am Wege in der Sonne lagen, tat dies aber nicht, sondern setzte einen der Kranken nach dem anderen sanft auf die Seite und bewies somit die Menschlichkeit, die seinem Tyrannen abging. Ein anderer Elefant, der in einem Artilleriezug hinter einer Ratione ging, von der ein Soldat herabfiel, der eben von den Hinterrädern zerquetscht werden sollte, hob diese empor und hielt sie schwebend in der Luft, bis sie über den Mann passiert waren. — Daumer teilt mit, daß ein Mann, der seinen Hund in der Seine ertränken wollte und ihn mit einer Slange wiederholt unter das Wasser stieß, hierüber selbst in den Strom stürzte und ertrunken wäre, wenn ihn nicht sein Hund ans Ufer gezogen hätte.

In allen diesen Fällen hatte es sich um Haustiere oder gezähmte Tiere gehandelt, die möglicherweise erst durch den Verkehr mit den Menschen veredelt waren. Deshalb seien auch Beobachtungen an wildlebenden Tieren hier mitgeteilt.

Folgende allerliebste Geschichte veröffentlichte vor einigen Jahren eine Tageszeitung: Als ich in diesem Sommer einige Wochen in Ostaustralien weilte, habe ich ein herrliches Beispiel der Nächstenliebe in der Tierwelt kennen gelernt. Der Sohn meines Wirtes fand eines Tages mitten auf dem breiten Waldwege eine junge, noch nicht flügge Drossel. Er setzte das Tierchen in wärmendes Moos unter einer Buche und fütterte es mit einigen kleinen Insekten. Am anderen Morgen trieb es uns schon zeitig zu unserem kleinen Pflanzling, dessen jammerndes Stimmchen wir abends zuvor, als wir ihn verließen, noch weit gehört hatten. Als wir uns der Stelle näherten, wo wir die kleine Waise inquartiert, flog ein Starweibchen vom Boden auf und seinem in der Nähe befindlichen Neste zu, wo es von hungrigen Kindern erwartet wurde. Wir zogen uns vorsichtig zurück und beobachteten, was da kommen werde. Siehe, da schwingt sich plötzlich die Starmutter zu dem Verlassenen herab und stopft ihm den gierig sich öffnenden Schnabel. Wieder fliegt sie hinweg und kommt bald mit einem Fang, der diesmal aber unter die eigenen Kinder verteilt wird. Vater Star jedoch kam bald darauf mit einer frischen Ration für das Drosselweibchen, das unserer Sorge durch die wahrhaft rührende Nächstenliebe des Starpärchens enthoben war. Acht Tage haben wir das liebevolle Bild betrachtet dürfen. Dann war eines Tages unser Pflanzling verschwunden, er war inzwischen flügge geworden. Es war uns, als hätten wir seine Stimme aus einer der nahen Buchenkrone.

Selbst die ekelhaften Ratten scheinen zuweilen eine mitleidige Seele zu besitzen. Ein englischer Schiffszug erzählt nämlich folgende Beobachtung: „Ich war in meiner Kammer, als ich ein Kraken zwischen dem Tafelwert und der Seite des Schiffes hörte, das einige Zeit mit Abfällen, die Furcht anzuleiten, dauerte. Ich mußte die Ratten klärtren zwischen den Rippen des Schiffes durch ein Loch heraus, so man ein Brett aus dem Tafelwert genommen hatte, das Schiff lustig zu erhalten. Diese Öffnung ist etwa zwei Fuß von der Decke meiner Kammer. In der Tat zeigte sich auch bald eine Ratte, überah den ganzen Platz, und zog sich mit der größten Vorsicht und Stille zurück, während ich ganz ohne Bewegung saß und nur die Augen brauchte. Eben diese Ratte kam so gleich zurück und führte eine andere Ratte bei dem Loch. Die sie in einer feiner Entfernung von dem Loch ließ, durch das sie heringekommen war. Eine dritte Ratte gestellte sich zu dieser gütigen Führerin; sie suchten überall herum, alle die Stücken Zwiebeln auf, die auf dem Boden lagen, und brachten sie der zweiten Ratte. Nun bemerkte ich, daß diese Ratte war, sie blieb still auf ihrer Stelle, auf die sie gebracht worden, und verzehrte das was ihr von den entlegeneren Stellen des Bodens durch ihre treuen Verfolger zugeteilt ward. In dem ich mich in angenehme Beobachtungen über den wunderbaren Scharfsinn dieses

verabscheuten Tieres vertiefte, kam jemand die Leiter herunter, wodurch meine Gasse erschreckt wurden und ihren Weg zurücknahmen, doch mit der Sorgfalt, daß die Linde in Sicherheit war, ehe sie sich retteten.

Mit verwundeten Genossen scheinen nur die in Herden lebenden Affenmitleid zu haben. Aus zahlreichen Jagdabenteuern europäischer Jäger in Afrika geht mit Sicherheit hervor, daß große Affen, insbesondere Babianen, angelegentlich Genossen nicht im Stich lassen, sondern mit sich schleppen.

Da Babianen wohl hin und wieder das Fleisch von Vögeln fressen, aber sicherlich kein Affenfleisch, so kann die Rettung verwundeter Genossen nur auf die Rettungen zurückgeführt werden. Die Affen handeln aber nicht deshalb so edelmütig, weil sie besser sind, sondern weil sie Arme haben. Womit soll ein Pferd oder ein Hind die gleiche Arbeit vollbringen?

Jedermann kennt die Geschichte von dem Sängler Arion, der durch einen Delphin gerettet wurde. Der alte Gelehrte schwimmt ganz im Fährwasser antiker Berichte, indem er uns von diesem Tier folgendes berichtet: „Die Delphine haben eine sonderbare gesellschaft und liebe zusammen, nicht allein sie gegeneinander, sondern gegen ihre jungen, eltern, abgestorbenen, auch gegen elischen andern Walfischen und dem Menschen.“

Breihn, der doch gewiß ein sehr großer Tierfreund war, steht diesen Angaben sehr mißtrauisch gegenüber. Daß die Delphine, meint er, treu zusammenhalten und sich unter Umständen gegenseitig vielleicht auch verteidigen und schützen, darf wohl nicht gänzlich in Abrede gestellt werden; ob aber die zarteren Geschöpfe wirklich auch den Sieg über ihre Gefährten und Raubjäger in allen Fällen davon tragen, dürfte sehr fraglich sein. Während unserer Reise auf dem Roten Meere, sagte er weiter, „wurde unser Dampfschiff regelmäßig von Delphinen umschwärmt, und mehrfach kamen diese unmittelbar vor dem Bug des Schiffes so hoch zur Oberfläche empor, daß ein erfolgreicher Schuß auf sie abgegeben werden konnte. Gleich nach dem Schusse färbte sich das Wasser rot von dem gewaltsam austretenden Blute: der getroffene Delphin drehte sich einige Male um sich selbst herum und kam dann langsam zur Oberfläche empor. Alle übrigen Walfische der Bande blieben augenblicklich beim Leichnam zurück, nach Versicherung unferer erfahrenen Schiffsführers aber nur in der ebenen Uferst, den lebendigen Genossen aufzufressen. Das Weibchen bedauert deutlich genug, daß der Delphin zu dem schlimmsten Räuber des Meeres gehört.“

Mitleid mit verwundeten Genossen und den Wunsch, sie zu retten, scheinen in der Tat nur die großen Affen zu besitzen. Insofern bilden die Affen im Verhältnis zu übrigen Tierwelt eine merkwürdige Ausnahme. Dr. Th. Zell.

Del aus Tomaten Samen

Der Herr Staaten-Konsul McKenna in Florenz, Italien, berichtet, dort sei die Entdeckung gemacht worden, daß aus dem Tomaten Samen ein gutes Del gewonnen werden könne, das in seinen Eigenschaften dem Baumwollsaamen Del nahekomme. Aus den Rückständen von 84,000 Tonnen Tomaten wurden in Palermo 600 Tonnen Del erzielt. Man glaubt, daß auch die amerikanischen Konventionen, welche ja solcher Rückstände in großer Menge die bisher für weissen angehen wurden, ergeben, der Frage ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Bradford in Pennsylvania rühmt sich eines Briefträgers, welcher der letzte Sohn eines feinen Sohnes und dieser Tage Vater eines sechsten Sohnes geworden ist. Da, wie aus dem erfreulichen Familienereignis zu schließen, seine Gattin keine „böse Sieben“ ist, muß er in der Tat ein uherörtentlich glücklicher Mensch sein.

Eine Frau, die man in California als Gektor aufstellen wollte, lebte ab, es sei denn, man ändere den Titel in Glectore; man sollte ihr auch noch einen neuen Dul für die Sitzung der Glectoren auf Parteitellen anschaffen.

Ein Offizier unferer Bundesarmee soll ein Aeroplanerschick erstanden haben, dessen Wirkung als ebenso tödlich geschätzt wird, wie der Gebrauch des Aeroplans, also, wie es scheint, nichts zu wünschen übrig läßt.

Für uns Amerikaner ist es sehr schmerzhaft, daß der deutsche Reichsherr Graf von Bernstorff unsere Bundesbehörden der britischen Kapital vorzieht.